Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 58 (1978)
Heft: 3

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ENTSPANNUNG VON HELSINKI BIS BELGRAD

Bücher zum Stand der Ost-West-Beziehungen

Eine Beurteilung des gegenwärtigen Standes der Ost-West-Beziehungen, jener politischen Phase, die als Entspannung bezeichnet wird, wird durch eine Reihe von Paradoxien erschwert. Auf der einen Seite sind die Beziehungen gekennzeichnet durch eine rege Konferenzdiplomatie, die das erklärte Ziel verfolgt, den Rüstungswettlauf zwischen Ost und West einzudämmen (SALT, MBFR) und eine dauerhafte friedliche Zusammenarbeit zu fördern (KSZE in Helsinki und Belgrad), auf der anderen Seite aber steht der nicht nur unvermindert fortdauernde, sondern quantitativ und vor allem qualitativ dramatisch ansteigende Rüstungswettlauf. Ein zweites Paradoxon liegt darin, dass sich die Politik beider Seiten auf den bestehenden Status quo beruft und beide Seiten doch vor allem – willentlich oder unwillentlich – mit dem Problem der Veränderung befasst sind. Dem entspricht es, dass das sowjetische Konzept der «friedlichen Koexistenz» die Veränderung hin zum weltumspannenden Sozialismus postuliert, und die westliche Politik der Freiheit trotz der Aufgabe früherer Parolen mit dem Begriff der Menschenrechte ihre Attraktivität in Osteuropa erneut unter Beweis stellt.

Es gibt vor allem einen Faktor, mit dem diese Paradoxien erklärbar werden und der zugleich das gewichtigste Kennzeichen der heutigen Ost-West-Beziehungen darstellt: Es ist die innere Schwäche des sowjetischen Herrschaftssystems, sechzig Jahre nach der Oktoberrevolution im sozialistischen Mutterland, dreissig Jahre nach Kriegsende in Osteuropa. In dieser Situation ist militärische Macht für die Sowjetunion von zentraler innen- und aussenpolitischer Bedeutung: nach innen – vor allem in Osteuropa – als Mittel der Unterdrückung und als Zeichen der Stärke des Sozialismus, nach aussen als die einzig wirkliche Grundlage für sowjetischen Einfluss. In der Tat ist die Rüstung der einzige Bereich, in dem der Sozialismus mit dem Westen konkurrenzfähig ist. Die sogenannte «Überlegenheit des Sozialismus», die nach innen und aussen immer wieder postuliert wird, kann sich bisher nur darauf – und nicht auf wirtschaftliche Fähigkeiten noch auf soziale Errungenschaften – berufen. Daraus erklärt sich auch ein gut Teil der Schwierigkeiten bei den Verhandlungen über Streitkräfteverringerungen in Mitteleuropa: mit jedem gleichgewichtigen Abbau von Streitkräften müsste die Sowjetunion nicht nur ein Stück «Überlegenheit des Sozialismus», sondern auch einen Teil der bisherigen Grundlage ihrer Herrschaft in Osteuropa und ihres Einflusses in Westeuropa aufgeben.

In dieser Lage ist der ideologische

Expansionismus, wie er im Begriff der friedlichen Koexistenz zum Ausdruck kommt, nur das logische Komplement zur Rüstung. Konferenzdiplomatie und Entspannung sollen zur Vermeidung eines unbeabsichtigten Krieges und zur Zusammenarbeit mit den westlichen Staaten führen, solange diese Zusammenarbeit in der «Phase des Übergangs zum Sozialismus» Vorteile mit sich bringt.

Damit ist die Quintessenz der «internationalen Entspannungspolitik aus sowjetischer Sicht» – so der Titel eines Buches von Wladlen Kusnezow[1] – wiedergegeben. Der sowjetische Journalist legt das Konzept der Sowjetunion in aller Deutlichkeit dar und verdient aus diesem Grunde aufmerksame Lektüre. Zu Recht belächelt der Verfasser die von ihm zitierte westliche Frage, ob die Sowjetunion nun Klassenkampf oder Entspannung wolle; das, meint Kusnezow, seien zwei Seiten derselben Medaille.

Besonders intensiv widmet sich Kusnezow der Frage des freien Informationsaustausches, wobei er auch nicht vor normalerweise atemraubenden Widersprüchen zurückschreckt. So singt er zunächst das Hohelied der ideologischen Auseinandersetzung, die allerdings im Westen stattzufinden habe (in diesem Zusammenhang fordert er den Westen zu einer «realistischen Haltung» auf und lobt die sowjetische «Politik der Stärke», die die Einsicht im Westen fördere). Dann aber greift er den westlichen Wunsch nach Informations- und Meinungsaustausch an und fragt mit Empörung, ob der Westen damit wohl den Kampf «auf das Gelände des Gegners» tragen und sich in seine inneren Angelegenheiten einmischen wolle (S. 163ff.). Solch eine «Wühltätigkeit» müsse die Sowjetunion ablehnen. Selbstverständlich fürchte die Sowjetunion die Auseinandersetzung nicht, denn sie glaube «an die Kraft und Richtigkeit ihrer Ideen» – aber sie müsse die «sittliche Gesundheit der Gesellschaft» vor «böswilligen Anschlägen» schützen (S. 168f.). Deshalb sei ein Informationsaustausch nur annehmbar, wenn die Informationen «gut» (S. 168), «rein» (S. 170), «sauber» (S. 171), «unvergiftet» (S. 174) und «aufgrund einer strengen Einhaltung der staatlichen Gesetze, der Bräuche und des Sittenkodex des jeweiligen Landes zirkulieren» (S. 168).

Gewiss könnte man all dies als lächerlich abtun; es wirkt sich in der Praxis jedoch für die sowjetische Auffassung einer «Einmischung in innere Angelegenheiten» und damit für den völkerrechtlichen Interventionsbegriff aus. In einer Zeit, in der der Austausch zwischen den Völkern immer intensiver wird, fühlt sich die Sowjetunion genötigt, aus innerer Schwäche neue Barrieren aufzurichten.

*

Mit diesem Problem der inneren Schwäche befassen sich auch die Bände von Roy Medvedev[2] und Carl Friedrich von Weizsäcker[3]. Bei ersterem handelt es sich um einen von dem britischen Marxisten Ken Coates herausgegebenen Sammelband, in dem sich eine Reihe europäischer, amerikanischer und nordafrikanischer Marxisten und «demokratischer Sozialisten» mit den Thesen der sowjetischen Dissidenten auseinandersetzen. Dabei ziehen sich durch alle Beiträge hindurch einige zentrale Thesen, die Medvedev selbst am besten vertritt. Die Überzeugung von der

grundlegenden Richtigkeit der sozialistischen Idee herrscht vor, allein die sowjetische Verwirklichung des Sozialismus sei vom richtigen Wege abgewichen. Angeboten werden dafür vor allem personalistische Erklärungen – es habe an Stalin gelegen, und nun läge es an den Bürokraten –, während eigentliche Systemkritik unterbleibt.

Hier zeigt sich eine tiefe Kluft innerhalb der Reihen der Kritiker des Sowjetregimes zwischen jenen, die in der sowjetischen Diktatur lediglich eine mehr oder weniger grosse Abweichung vom grundsätzlich richtigen Wege sehen (so die Autoren des vorliegenden Bandes) und jenen, die wie Solschenizyn darin keine «historische Panne», sondern eine systemimmanente Zwangsläufigkeit erblicken. Medvedevs Kritik an Solschenizyn ist bitter, ja persönlich: «Is he not one of those great artistic people whose talent far surpasses his intellect?» (S. 150). Aber gehört Medvedev seinerseits nicht zu jenen, deren Intellekt übertroffen wird von naivem Glauben an eine Idee, die in der Praxis bislang nicht nur stets versagt, sondern zu schrecklichen Deformationen geführt hat?

Wie die verfehlte Entwicklung zu korrigieren sei in Richtung auf eine «mächtige kommunistische Demokratie» (Coates, S. 6), ist die Frage, mit der sich alle Autoren des Bandes befassen. Da die Dissidenten schwach seien und die russische Arbeiterklasse «politisch passiv», setzt Medvedev seine Hoffnung auf die «jungen Technokraten». Er wird dabei aber nicht an den stellvertretenden sowjetischen Aussenminister Maxim Litwinow gedacht haben, der schon 1946, kurz vor seiner Absetzung, auf eine diesbezügliche Frage eines amerikanischen Journalisten die Gegenfrage stellte, wo denn der Unterschied zu erwarten sei, wenn die jungen Männer intensiv und genau im Geist der alten erzogen würden ...[4].

Gewiss räumt Medvedev einer Erweiterung der Informationsbasis – durch Information aus dem Westen! – eine wichtige Rolle zur Förderung von Veränderung ein (S. 140ff.). Dennoch wird man im Sinne Litwinows kritisch fragen müssen, ob es wirklich grössere Gruppen, ja Schichten – bisher waren es immer nur einzelne Persönlichkeiten – im Sozialismus gebe, die Träger einer grundlegenden Veränderung sein könnten. Mit dieser Frage, das heisst der Frage der inneren Schwäche der Sowjetunion und den Möglichkeiten einer Demokratisierung, befasst sich auch Carl Friedrich von Weizsäcker, Direktor des Max-Planck-Instituts in Starnberg. Und gerade hier kommt von Weizsäcker in einer brillanten Analyse des «revolutionären Sozialismus» zu einem beunruhigend pessimistischen Ergebnis: «Es gibt ... im bürokratischen Sozialismus keine Klasse, deren ökonomische Situation sie zu Trägern der Bewegung zu individueller Freiheit hin prädestinieren würde ...» (S. 88).

Von den Gefahren für den Weltfrieden, die von Weizsäcker in seiner thematisch umfassenden Studie analysiert – ökologische Entwicklung (Kernenergie!), Wirtschaftsentwicklung, Situation der Entwicklungsländer, innere Lage der Demokratien, Kulturverfall, sowjetischer Imperialismus und Krieg –, sollen hier nur die beiden letzten aufgegriffen werden, die auch das Schwergewicht des Bandes ausmachen.

Ohne Umschweife bezeichnet von Weizsäcker den sowjetischen Imperialismus als eine Bedrohung (S. 18). Dabei weist er auch knapp die etwa von

vielen westeuropäischen Sozialisten vertretene Gleichsetzung (vgl. den Medvedev-Band) dieses Imperialismus mit einem amerikanischen zurück: der Kommunismus habe «seiner inneren Konsequenz nach ein unauflösbares Verhältnis zur Macht» (S. 19). Die Praxis der sich als sozialistisch bezeichnenden Staaten sei nicht lediglich fehlgeleitet, denn – und hier trifft sich von Weizsäcker nicht mit Medvedev, sondern mit Solschenizyn – völlig anders als für bürgerliche Revolutionen, bestehe für sozialistische Revolutionen «die strukturelle Nötigung ... Herrschaft nicht abzubauen, sondern zu übernehmen und dann zu stabilisieren, ja zu verschärfen» (S. 86). Und weiter: «Die sozialistische Revolution ... ist bisher nur in solchen Ländern geglückt, in denen die reale Erfahrung der bürgerlichen, staatlich garantierten Freiheit unbekannt war, und sie hat nicht zur Entstehung, sondern zur Verhinderung der Freiheit beigetragen» (S. 88f.). Ebenso wie für Solschenizyn sind für von Weizsäcker die Probleme des Sozialismus also «wesensnotwendig und nicht ... blosse Betriebspannen» (S. 82).

Gerade das ist der Kern der inneren Schwäche der Sowjetunion und das Hauptproblem jeder Liberalisierung: Da die kommunistischen Führer nicht glauben, sich die Überwindung der politischen Instabilität ihrer Regime, insbesondere im sowjetischen Herrschaftsbereich in Osteuropa, durch Auflockerung und durch Erhöhung der Attraktivität nicht nur der wirtschaftlichen, sondern auch der kulturellen und politischen Lebensbedingungen in diesen Staaten leisten zu können, weil sich damit für sie immer gleich die Frage nach einer Systemveränderung stellt, haben sie es vorgezogen, Stabilität gewissermassen zu erzwingen, und zwar erstens durch ein höheres Mass an innenpolitischem Zwang und zweitens durch den Versuch, «Überlegenheit des Sozialismus» und Unabwendbarkeit des «sozialistischen Sieges» zu demonstrieren, um damit die Bevölkerungen dazu zu bewegen, sich abzufinden und einzurichten. In Mitteleuropa aber bedeutet diese Demonstration von Überlegenheit unter den gegebenen Umständen unvermeidlich auch (oder sogar: vor allem) den Ausbau der relativen militärischen Macht der kommunistischen Staaten, die Ausweitung des sowjetischen Einflusses nach Westeuropa und die entsprechende langfristige Reduktion des amerikanischen Engagements. Die kommunistischen Systeme, so, wie sie in der Sowjetunion und in Osteuropa verwirklicht worden sind, vermögen einen «Wettkampf der Systeme» aus eigener, innerer Überlegenheit nicht zu bestehen; sie können ihn nur durch militärische Macht, militärische Überlegenheit und innenpolitische Schwächung der westlichen Demokratien zu bestehen hoffen.

Aus dieser Problematik heraus meint von Weizsäcker folgerichtig: «Die einzige Macht, die in der absehbaren Zukunft dem Kapitalismus die politische Herrschaft entwinden könnte, liegt also im Militär der sozialistischen Grossstaaten, der Sowjetunion und, auf längere Sicht, Chinas. Die Erwartung einer weltweiten sozialistischen Revolution ist also wahrscheinlich objektiv gleichbedeutend mit der Erwartung des Weltkriegs» (S. 87).

Wie bei allen hier erörterten Arbeiten sind nur einige der Gedanken von Weizsäckers genannt worden. Die Studie von Weizsäckers zeichnet sich durch einen Reichtum an Gedanken aus, eini-

ge zur ersten Diskussion vorgelegt, einige schon weiter entwickelt. Somit kann das Buch nicht nur dem Spezialisten der internationalen Politik, sondern allen interessierten Bürgern empfohlen werden. Die knappe, stringent argumentierte Kritik des Sozialismus gehört zum besten, was es hierzu gibt. Vor allem zeigt von Weizsäcker, dass auch die kompliziertesten Gedanken in einfacher Sprache mitgeteilt werden können.

*

Letzteres lässt sich von der Dissertation von Dirk Gerdes leider nicht sagen[5]. Auch Gerdes befasst sich mit dem Thema des Zusammenhangs von Entspannung und innerem Wandel – allerdings für die Bundesrepublik Deutschland. In der Tat fehlt bislang eine Analyse des innenpolitischen Wandels in der Bundesrepublik in den sechziger Jahren. Gerdes verbaut sich jedoch die Möglichkeit, diese zu liefern, durch zahlreiche Klischees, angefangen von der sattsam bekannten Kritik des Abschreckungssystems als «Drohpolitik» zur inneren Herrschaftssicherung bis hin zum Antikommunismus als «verkrusteter Normstruktur» mit dem gleichen Zweck (kein Gedanke daran, dass es sich vielleicht auch um Widerstand handeln könnte gegen ein brutales Herrschaftssystem, das unter der Überschrift Sozialismus über Millionen eine der brutalsten Diktaturen der modernen Geschichte errichtet hat). Folgerichtig musste die Entspannung, da sie das Feindbild tendenziell abbaute, zu inneren Repressionsmassnahmen zum Zwecke der Herrschaftssicherung greifen. Natürlich geht es Gerdes auch um den «Sozialismus», dessen Verwirklichung diese Herrschenden (die Eliten) zu seinem offensichtlichen Ärger zu verhindern scheinen, wobei die Einstellung von Bevölkerungsmehrheiten («gesamtgesellschaftlich durchdringender Konsens») selbstverständlich nicht mehr ist als eine von den herrschenden Eliten gesteuerte «inauthentische Handlungslegitimation».

*

Der Weg von diesem Buch zu der sehr praxisnahen Arbeit von Goldman[6] ist weit. Goldman, Professor für Wirtschaftswissenschaften am Wellesley College in den USA und Mitglied des Russian Research Center an der Harvard-Universität, befasst sich nicht nur aus langer Erfahrung und wissenschaftlicher Sicht mit dem Ost-West-, vor allem mit dem amerikanisch-russischen Handel, sondern gibt auch konkrete Hinweise für amerikanische Geschäftsleute in der Sowjetunion. Er betont, dass das grosse Interesse am Ost-West-Handel einerseits zusammenhängt mit der politischen Entspannung, andererseits mit den Hoffnungen, die sich westliche Firmen hinsichtlich der Zukunft dieses Marktes machen. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt würde der Markt jedoch das Interesse, das ihm gewidmet wird, keinesfalls rechtfertigen. Dabei weist er darauf hin, dass der Ost-West-Handel einerseits sehr rapide gewachsen ist, aber andererseits für die westlichen Industriestaaten immer doch nur einen kleinen Anteil ihres Gesamthandels ausmacht (im Falle der Vereinigten Staaten 2 Prozent).

Goldman bestätigt, was inzwischen über die Handelsstruktur des Ost-West-Handels Allgemeinwissen ist: Die geringe Leistungsfähigkeit der östlichen

Exportwirtschaft kommt darin zum Ausdruck, dass bei den osteuropäischen Exporten der Anteil an Agrarprodukten, Halbfertigwaren und vor allem Rohstoffen dominiert, während sich die westlichen Exporte beziehungsweise die Importe des Ostens vorwiegend aus hochwertigen Konsum- und Investitionsgütern zusammensetzen. Daraus ergibt sich eine Asymmetrie des Handels, wie er dem Handel zwischen Industrie- und Entwicklungsländern entspricht, und die auf die Dauer nur dadurch behoben werden kann, dass der Osten das Schwergewicht seines Exportwarenangebots auf industrielle Fertigwaren verlagert und seine für den Export bestimmte Produktion in Qualität und Preis westlichen Ansprüchen anpasst.

Goldman plädiert dafür, dass die Frage des Handels abhängig gemacht werden sollte von konkreten Abmachungen, die im gegenseitigen Vorteil liegen, und weniger von einseitigen politischen oder wirtschaftlichen Erwägungen (S. 9). Ein positiver Einfluss auf die politische Entwicklung sei am ehesten vom Handel zum gegenseitigen Vorteil zu erwarten. Ein Handel, der zu lange zum Nachteil des Westens gehe, müsse auf die Dauer einen negativen Einfluss haben.

Diese Auffassung leuchtet ein. Während die wirtschaftlichen Probleme mit Akribie durchleuchtet werden, ist allerdings die Begründung der politischen Urteile beziehungsweise der politischen Implikationen ökonomischer Daten häufig unzureichend. Unpräzise ist bedauerlicherweise vor allem das Schlusskapitel, in dem es um das Verhältnis von Entspannung und Handel (dollars and détente) geht. Die wichtige, etwa von dem Dissidenten Bukowski aufgeworfene Frage, ob der westliche Handel die Sowjetunion in die Lage versetze, Reformen zu vermeiden, und somit das Unterdrückungssystem stütze, wird zwar erwähnt (S. 277), aber nicht analysiert. Goldmans Fazit dazu ist: «Perhaps we will never know», und etwas lässig: «Scholars now have another ‹what-if› question to puzzle over for the next several decades» (S. 278).

Die Tendenz seines eigenen Urteils ist jedoch eher skeptisch. Auch die Frage, ob ein höherer Lebensstandard zu politischer Liberalisierung in der Sowjetunion führen würde, verneint er. Dennoch meint er, dass der Import von Gedanken und Gütern irgendeinen Einfluss haben müsse: «Thus despite the numerous reservations one may have about increasing the technological capabilities of the police state the chances of internal reform and the amelioration of domestic conditions in the USSR seem to be greater with détente and increased trade than they would be without it» (S. 280).

Skeptisch beurteilt er allerdings die These, dass «Handel den Frieden fördere». Er weist darauf hin, dass es hierfür durchaus Gegenbeispiele gäbe, auch in neuester Zeit, etwa hinsichtlich des Handels zwischen China und der Sowjetunion gegen Ende der fünfziger Jahre. Ausserdem weist er darauf hin, dass der sowjetische Handel von sowjetischer Seite aus sofort ausgetrocknet werden könnte, wenn dies im Interesse der Sowjetunion erscheine.

Die meisten dieser Fragen bedürfen weiterer Analyse. Das Verdienst Goldmans ist es, den grundsätzlichen und engen Zusammenhang zwischen Handel und Politik im Ost-West-Verhältnis herausgestellt und etwa darauf hingewiesen

zu haben, dass der Westen durchaus politische Konzessionen für Handelskonzessionen verlangen könne. Die Argumente Bukowskis und Sacharows, so kann man aus Goldmans Analyse schliessen, müssten zumindest in Erwägung gezogen werden.

*

Vielleicht am engsten mit der konkreten tagespolitischen Diskussion verbunden ist das letzte der vorliegenden Bücher[7]. Es handelt sich um einen Sammelband, in dem der Journalist G. R. Urban für Radio Free Europe eine Reihe von Interviews durchgeführt und publiziert hat. Zu den Interviewpartnern zählen George Ball, François Bondy, Zbigniew Brzezinski, Alfred Grosser, Johan Holst, Leopold Labedz, Bruno Pittermann, Dean Rusk. Mit dieser Auswahl, aber vielleicht in erster Linie mit der hervorragenden Qualität der Fragen des Interviewers Urban, hängt die Qualität dieses Buches zusammen. In der Tat stellt Urban nicht nur Fragen, sondern diskutiert, erläutert, stellt in Frage und provoziert gekonnt. Den Hörern von Radio Free Europe in Osteuropa ist damit ein umfassender und anregender Überblick über das Ost-West-Verhältnis Mitte der siebziger Jahre gegeben worden. Nicht umsonst wird Radio Free Europe zusammen mit den anderen westlichen Rundfunkanstalten zu den wichtigsten Informationsmöglichkeiten für Osteuropa gezählt – was denjenigen, die im Westen gelegentlich geneigt sind, der entsprechenden sowjetischen Kritik durch Einschränkung dieser Sendungen Rechnung zu tragen, zu denken geben sollte.

Auch hier können wieder nur einige Gedanken herausgegriffen werden, die zu weiterer Lektüre anregen mögen. Zur Bedeutung der Ost-West-Kommunikation, zu ihren Besonderheiten und Schwierigkeiten ist das Gespräch mit François Bondy mit Gewinn zu lesen. Von besonderem Interesse ist dabei die Erörterung des Einflusses der osteuropäischen und russischen Intellektuellen im Westen und die Einstellung westlicher Intellektueller zu den kommunistischen Regimen.

Der jetzige Berater des amerikanischen Präsidenten Carter, Zbigniew Brzezinski, äussert seine bekannte Kritik an der Ostpolitik Henry Kissingers. Diese habe versucht, die grundlegenden Probleme Europas – die Teilung Europas und den kommunistischen Expansionismus – im Interesse letzten Endes eher oberflächlicher Kontakte diplomatischer und wirtschaftlicher Art stillschweigend zu übergehen. Brzezinski wirft Kissinger vor, dass dieser – mit dem Hinweis, sich am pragmatisch Erreichbaren zu orientieren – die wichtigeren grundsätzlichen Fragen der Freiheit vernachlässigt habe. Es handle sich, so Brzezinski, um einen politischen Konflikt, aus dem der Westen als Verlierer hervorgehen müsse, wenn er die sowjetische Herausforderung nicht annehme. Er betont (und stimmt hier etwa mit Goldman überein), dass das Ost-West-Verhältnis auf mehr Gegenseitigkeit beruhen müsse, das heisst westliche Konzessionen im Bereich der Wirtschaft und der wissenschaftlichen Zusammenarbeit mit Gegenleistungen im Bereich der Rüstungsbegrenzung und der Menschenrechte verbunden werden sollten (S. 265, 271).

Es ist bemerkenswert, wie viele der hier besprochenen Autoren eine grössere Ausgewogenheit in den Ost-West-

Beziehungen, das heisst mehr sowjetische Leistungen verlangen. Dies ist in der Tat ein Kernelement bei der Beurteilung der Beziehungen heute. Aber da stehen wir vor einem grundlegenden Dilemma. Auf der einen Seite ist der Vorwurf des Norwegers Johan Holst für viele westliche Regierungen und Intellektuelle nicht von der Hand zu weisen, wenn er meint, dass manche eine doppelte Moral hätten: «We have one standard of justice for right-wing governments and another for communist regimes. If any NATO country treated its intellectuals and minorities in anything like the shameless fashion in which the soviets are treating theirs, our media and our parliaments would resound with the opprobrium of the liberal conscience. Our double vision is not only fraudulent but it also undermines any idea that moral values have a place in political discussion. And this is extremely dangerous, for if democracy is not about the morally equitable coexistence of man with man, then it is about nothing» (S. 161). Auf der anderen Seite steht jedoch das Problem, dass selbst so unverbindliche Leistungen der Sowjetunion, wie sie im Korb III der KSZE-Schlussakte enthalten sind, den kommunistischen Regimen – eben aufgrund ihrer inneren Schwäche – schon erhebliche Schwierigkeiten bereiten.

Die Frage nach den Gegenleistungen und die Forderungen nach demokratischer Reform im Osten implizieren somit erhebliche methodische Probleme. Nicht zuletzt gehört dazu die Frage, ob die nachdrückliche Darlegung langfristiger westlicher Ziele – mehr Demokratie in Osteuropa, dadurch mehr Stabilität und ein «sichererer» Frieden –, nicht gerade für die Erreichung dieser Ziele eher hinderlich ist. In dieser Sphäre liegt vermutlich ein guter Teil der ostpolitischen Meinungsverschiedenheiten im Westen.

Diese Dilemmas vermögen jedoch den Vorwurf etwa des von Urban ebenfalls interviewten finnischen Historikers Wolf Halsti, der Westen habe kein ostpolitisches Konzept, nicht voll zu entkräften: eine solche Zurückhaltung entspräche zumindest westlicher journalistischer und wissenschaftlicher Tradition nicht. Wenn wir vom ostpolitischen Konzept Adenauers – eigene Stärke, Geduld, Ziel der Veränderung in Osteuropa – ausgehen, so fällt auf, dass viele der hier besprochenen Autoren besorgt sind über die westliche Fähigkeit, innen- und aussenpolitisch über einen langen Zeitraum hinweg Stärke und Beharrungsvermögen zu beweisen. Medvedev (S. 143) fordert die Westeuropäer zu mehr Geschlossenheit auf. Halsti meint, der Mangel an verteidigungspolitischer Zusammenarbeit in Westeuropa weise hin auf einen Mangel «an Mut und an politischer Führung» (S. 159), und von Weizsäcker schliesslich widmet dieser Frage ein gesondertes Kapitel.

Die Frage der Ziele wird ebenfalls erörtert; diese bleiben dennoch unklar, an sich oder zumindest in ihren methodischen Implikationen. Alle Autoren sind sich darüber einig, dass «Veränderung» notwendig sei, doch nur in Osteuropa – was manche für ausreichend halten würden – oder auch in der Sowjetunion – was andere überhaupt als Voraussetzung jeglicher Veränderung sehen. Und was genau heisst «Veränderung», «Auflockerung», «Liberalisierung»? Dabei bietet der amerikanische Russlandexperte Adam Ulam mit seinem Vorschlag, der Sowjetunion

müsse die «Finnlandisierung» Osteuropas (S. 215) schmackhaft gemacht werden, gewiss eine der interessantesten Zielvorgaben.

Die Ost-West-Beziehungen befinden sich in einer Phase, in der Weichen gestellt werden. Sie sind gerade in der Entspannung voller entscheidender Dramatik. Die vorliegenden Bände, insbesondere von Weizsäckers Studie und der Band von Urban, sind eine ausgezeichnete Grundlage für die Erörterung dieser Fragen und der Möglichkeiten der weiteren Entwicklung.

Dieter Mahncke

[1] Wladlen Kusnezow, Internationale Entspannungspolitik – Aus sowjetischer Sicht, Europa-Verlag, Wien 1975. – [2] Ken Coates, Détente and Socialist Democracy. A discussion with Roy Medvedev, Bertrand Russell Peace Foundation, Spokesman Books, London 1975. – [3] Carl Friedrich von Weizsäcker, Wege in der Gefahr. Eine Studie über Wirtschaft, Gesellschaft und Kriegsverhütung, Carl-Hanser-Verlag, München/Wien 1976. – [4] Zitiert bei Ernst Nolte, Deutschland und der kalte Krieg, Piper-Verlag, München/Zürich 1974. – [5] Dirk Gerdes, Abschreckung und Entspannung. Legitimatorische Folgeprobleme bundesrepublikanischer Entspannungspolitik, Verlag Anton Hain, Meisenheim am Glan 1976. – [6] Marshall I. Goldman, Détente and Dollars. Doing Business with the Soviets, Basic Books, New York 1975. – [7] G. R. Urban (Hrsg.), Détente, Maurice Temple Smith, London 1976.

DER DRINGENDE WUNSCH ZU STERBEN

Zu Reinaldo Arenas' Roman «Der Palast der blütenweissen Stinktiere[1]*»*

Unser Interesse für die lateinamerikanische Literatur ist zweifelhaft, wenn es nicht auch mit Entsetzen verbunden ist. Die blosse Bewunderung des Andersartigen gerät rasch zur Nostalgie, zur Sehnsucht nach einer noch ungebrochenen Kultur, aus der ein Volk und *seine* Dichter gemeinsam Kraft und Leidensfähigkeit beziehen könnten. Der Roman *Der Palast der blütenweissen Stinktiere* des Kubaners *Reinaldo Arenas* erfüllt diese Erwartung nicht. Die entsetzliche Hoffnungslosigkeit, die er überall verbreitet, enthüllt vielmehr den Fluchtcharakter dieser Erwartung. Denn es ist unsere eigene Hoffnungslosigkeit. Unser wirtschaftlich-politischer Umgang mit der Dritten Welt hat mit Nüchternheit und Absicht die Andersartigkeit jener Kultur unterdrückt und zerstört, um ihre Länder unseren Märkten zu öffnen. Nicht erst heute: «Entdeckung und Erschliessung Amerikas» sehen die Geschichtsbücher bereits als Motive westeuropäischer Seefahrer an der Wende zum 16. Jahrhundert. Von da an trägt dieser Teil des Kontinents den Namen «Lateinamerika», den wir ihm zusammen mit unserer Kultur gegeben haben. Seine Literatur entsteht heute noch unter ihren Bedingungen. Da es die Bedingungen einer Fremdherrschaft sind, treten sie um so deutlicher hervor; werden um so stärker als Begrenzung und Einschränkung erlebt. Das gilt in besonderem Masse für Reinaldo Arenas' Roman. Seine Lektüre muss so zur direkten Auseinandersetzung mit unserer eigenen Zivilisation werden. Wer, wie

ich, auf die Übersetzung von Monika López angewiesen ist, sollte den Umstand, dass Arenas eine andere Sprache spricht, was die Übersetzerin glücklicherweise nicht verhüllt, nicht als Behinderung auffassen. Er schafft etwas von jener Distanz, die zur Auseinandersetzung notwendig ist.

«*Es gibt in Perronales auch keine grossen Bäume, selbst wenn seine Einwohner dies glauben; vielleicht gab es sie einmal, irgendwann in jener fernen Zeit, als die Insel eine Legende war und noch nichts unmöglich und alles ‹wunderbar› war (etwas weiter im Norden ging Kolumbus an Land). Jetzt stehen nur noch glanzlose und karg belaubte Bäume dort.*» Das historische Faktum ist bei Arenas nur nebenbei gesprochen. In derselben Brechung sieht er den Sturz des Batista-Regimes 1959 unter Führung Castros: «*Die Mehrzahl der Rebellen hatte weder genaue Vorstellungen von der Zukunft noch feste weltanschauliche Grundsätze. Als die Revolution siegte, waren sie, da sie die tatsächliche Lage nicht besser kannten als die übrige Bevölkerung, logischerweise am meisten davon überrascht.*» Arenas' Roman spielt am Vorabend der siegreichen Revolution, die Revolution selber ist nicht sein Thema.

Der Bauer Polo Ramos verlässt seine Heimat, die Kanarischen Inseln, um der materiellen Not zu entgehen und in Kuba ein neues Leben anzufangen. Aus der Not aber kommt er nicht heraus. Nach der Überfahrt erschlägt er einen Kameraden, um sich mit dessen Geld ein Stück Land zu kaufen. Mit seiner Frau Jacinta zeugt er vier Töchter: Onérica, Celia, Digna und Adolfina. Ein Sohn, der ihm bei der Landarbeit helfen sollte, will ihm nicht gelingen. Die Frauen und die Erde werden seine grössten Feinde: «*Er arbeitete, kratzte weiter die Erde auf, scharrte. Aber die Erde geht wie die Frauen grausam mit jedem um, dem es nicht gelingt, sie sich zu unterwerfen. Die Erde gehorcht nur dem, der sie züchtigt, der sie unter Kontrolle zu halten weiss, der sie niederzureissen und dann wieder zu bevölkern imstande ist...*» Beidem sucht Polo zu entfliehen: durch den Umzug in die Stadt Holguín, wo er fortan mit niemandem mehr spricht. Vom Grundbesitzer und Bauern ist er zum Lebensmittelhändler neben einer lärmenden Konservenfabrik geworden, dessen Gemüse verfault, weil niemand es kaufen will. Während Onérica, Celia und Digna alle einen Mann finden, schwanger werden und dann sitzen gelassen, bleibt Adolfina von Anfang an zu Hause und kümmert sich um die Kinder der heimkehrenden Schwestern. Esther, die Tochter Celias, begeht mit 13 Jahren Selbstmord. Fortunato, der Sohn der Onérica, die inzwischen Kuba verlassen hat, will sich, um nicht mehr in der Fabrik Kisten zimmern zu müssen, in den Bergen den Rebellen gegen das Batista-Regime anschliessen. Nur hat er kein Gewehr, nicht einmal ein Messer, womit er einen Soldaten umbringen könnte, um ihm eines zu stehlen. Er wird von Soldaten der Regierung gefangen, gefoltert und erschossen. Auch Digna hat zwei Kinder: Tico und Anisia. Sie selber wird in ein Irrenhaus gesteckt, bei dessen Bombardierung sie ums Leben kommt. Auch der alte Polo stirbt. Und Adolfina irrt mit letzter, verzweifelter Kraft durch die Stadt, um nur irgendwie, auch unter völliger Selbstaufgabe, einem Mann zu gefallen.

Das ist die Geschichte des Buches, ein Stück Familiengeschichte, autobio-

graphisch vielleicht, denn Holguín, diese «*grosse, anonyme und schmutziggelbe Stadt (oder ein Flecken), mit einer Landschaft darum, der es zum Gebirge nicht reicht, die sich aber auch zur Ebene nicht entschliessen kann*», ist auch die Stadt, in der Reinaldo Arenas 1943 geboren wurde. Autobiographisch vielleicht auch, weil Fortunato seinem Grossvater Papier stiehlt, um darauf Romane zu schreiben, in denen die Nutte Lolín der grosse Star ist, Romane eines besseren Lebens – anders als in Arenas' eigenem.

Es ist die Geschichte, die es in seinem Buch nicht gibt. Denn es fehlt ihm das Zeitkontinuum. Anders als das oft stellvertretend für die gesamte lateinamerikanische Literatur gesehene Epos *Hundert Jahre Einsamkeit* des *Gabriel García Márquez*, dauert es nur ein paar Minuten – die Zeit, in der Adolfina im Bad steht, um sich anzuzünden, und ihre Mutter nicht einlässt. Oder es dauert eine Ewigkeit. Dann sind es immer wieder dieselben Minuten, die sich wiederholen. Die Ereignisse haben keinen festen Platz in einer Chronologie. Was jetzt geschieht, kann ebenso gut längst geschehen sein oder erst später noch geschehen. Auch was später geschehen wird, ist möglicherweise bereits geschehen; was Vergangenheit zu sein scheint, stellt sich als Zukunft heraus. Wenn der Roman beginnt, ist alles bereits geschehen und steht doch noch bevor, der Prolog ist zugleich Epilog. *Der Palast der blütenweissen Stinktiere* ist denn auch kein Roman im gewohnten Sinne, sondern eher eine Überlagerung von Gesichtspunkten. Es gibt darin keine durchgehende Hauptfigur. Alle Personen sind Ich-Erzähler; wie Fortunato kriecht Arenas in sie hinein, lässt sie dann wieder stehen, um sie von aussen zu betrachten. Wer jeweils spricht, wer Subjekt ist, ist erst erkennbar am spezifischen Leid, das der Person als Objekt zugefügt wurde: Celia ist die, deren Tochter mit 13 Selbstmord begeht.

Oder es sind Variationen ein und desselben Themas. Die Nacht, in der Fortunato zu den Rebellen aufbricht, kehrt immer wieder, muss immer wieder durchlebt werden. So wird in Arenas' Buch auch die Rebellion gegen das Elend noch zu einem Teil des Elends selber, zu einer neurotischen Zwangshandlung, die keinen Abschluss, keinen Erfolg haben kann. Das Leben selber findet keinen Schluss, damit auch keinen Sinn. Arenas' Menschen sind auf brutale Weise unsterblich. Auf brutale Weise, weil das Leben dann doch nichts anderes ist als ein Totentanz. Der Tod ist der ideale Spielgefährte des Menschen, ist selber ein Mensch, ist der adäquate Ausdruck des elenden Lebens, das Polo und seine Kinder führen müssen. Es verdient keinen anderen Namen: «*Werd wach und schlaf weiter. – Leb und dann stirb wieder. – Stirb und denk, du lebst. – Leb und denk, du bist tot. – Sei tot und denk dran, dass du tot bist, weil du lebst. – Leb tot*», kombinieren Tico und Anisia in ihrer Mischung von Grausamkeit und Unschuld, die es, wie Fortunato erkennt, hier zum Überleben braucht. Vom ersten Satz an ist der Tod, das Nichts, in diesem Buch existent: «*Der Tod ist bei uns auf dem Hof und spielt mit einer Fahrradfelge.*» Seine Existenz verhindert, dass er die Menschen von der ihrigen erlöst. Sie sterben, aber ohne den Tod zu finden. Nur wer diesen findet, könnte auch leben. So wird aus dem Spielgefährten Tod der Spieler, dem man ausgeliefert ist, der einen verhöhnt, vor dem man Angst hat.

Eine Angst, die sogar die Gewalttätigkeit, die sie gebiert, überdauert: «*Und er war erschrocken, schwerfällig, jung, mit dieser Angst, die sich zu Gewalttätigkeit wandelt und doch nicht aufhört, Angst zu sein.* Fortunatos Blutrausch entspringt diesem «*dringenden Wunsch zu sterben*», dessen Erfüllung ihm versagt bleibt. Sein Leben bleibt eine Aneinanderreihung von «Agonien», wie die einzelnen Teile des Buches überschrieben sind. Gewalt und Blasphemie entspringen dem Versuch, sich selber zu erlösen, wo der Erlöser sich nicht offenbart: «*Herr Gott, Sohn der allergrössten Hure. Herr Gott. Mein Gott. Ich glaube nicht an dich, aber ich höhne dich. Wenn es dich gibt, warum näherst du dich nicht. Komm doch näher du Hund, dass ich dir die Fresse einschlage.*» Wie sonst soll die Betroffenheit, die die Gotteslästerung, in der Arenas' Werk gipfelt, bewirkt, erklärt werden, wenn dieser Gott, der da verhöhnt wird, nicht auch unser Gott ist, nicht derselbe Gott ist, den *Fritz Zorn* in seinem *Mars* ebenso verhöhnt?

Nur einer gelingt es, sich selber zu erlösen: Esther, die sich mit 13, «auf der Höhe der Weisheit», umbringt. Für Fortunato dagegen ist der Epilog Prolog neuen Lebens, neuen Sterbens. Zu seinem Gefühl, ein elendes Leben zu führen, nichts zu sein, kommt so das andere hinzu, nicht nichts werden zu können. Er bleibt in seinem Leben gefangen, gerade weil es ein totes Leben ist. Es gibt nicht nichts. Fortunatos Fluch ist derselbe, den schon Georg Büchner seinen Danton aussprechen liess: «*Der verfluchte Satz: Etwas kann nicht zu nichts werden! Und ich bin etwas, das ist der Jammer! – Die Schöpfung hat sich so breit gemacht, da ist nichts leer, alles voll Gewimmels. Das Nichts hat sich ermordet, die Schöpfung ist seine Wunde, wir sind seine Blutstropfen, die Welt ist das Grab, worin es fault. – Das lautet verrückt, es ist aber doch was Wahres daran.*»

Aber wie der Hass Fortunatos ein Zeichen der Liebe ist, der verhinderten, nicht der fehlenden Liebe, so ist auch sein Fluch ein Zeichen seines Glaubens, seiner Schwäche, nicht seiner Stärke. Ein Trost vielleicht, wie Dignas Weitergehen nach der Bombardierung des Irrenhauses: «*Ich habe einfach die Füsse voreinander gesetzt, wie jemand der weiss, dass das Ende schon vorbei ist und er jetzt nur noch weitermachen kann.*»

Samuel Moser

[1] Reinaldo Arenas, Der Palast der blütenweissen Stinktiere, Roman, Luchterhand-Verlag, Darmstadt und Neuwied 1977.

OSWALD VON WOLKENSTEIN

Kühns Biographie[1] über den vor 600 Jahren geborenen Dichter, Komponisten, Sänger und Politiker Oswald von Wolkenstein beginnt mit der Beschreibung des Lufthansafluges LH 622 von Köln nach München durch «Wolkenbänke, Turbulenzen». Die hier dokumentierte Reise fand tatsächlich statt, Kühn nennt wenig später das Datum: September 1975. Der Flug ist mehr als ein bloss effektvoller Kontrast zum Mittelalter, er enthüllt sich im Lauf der

Lektüre als Metapher für das turbulente Leben Oswalds, für die nicht weniger turbulente Recherche und für die Wirkabsicht des Biographen. Dieter Kühn will mit seinem Buch Bewegung erzeugen; die üppigen, mit Material vollgestopften 244 fett numerierten Abschnitte halten den Leser in Atem; der Bericht besteht aus einer die Langeweile wegsprühenden Mischung von Landschafts- und Stadtbeschreibungen, Kontextanalysen, kulturgeschichtlichen Details, Krimskrams, juristischen und politischen Dokumenten, Liedtexten, Reflexionen, Übersetzungs- und Datierungsproblemen und höchst persönlichen Eindrücken. Die Biographie wird in ihrer Entstehung offengelegt, dem Leser teilt sich ein Erfahrungsprozess mit, keine hermetisch abgeschlossene Leistung.

Von Bedeutung ist die betont subjektive Perspektive Kühns, die immer wieder das wissenschaftliche Bild distanziert. Das ist nichts Neues. Auch Peter Härtling hat sich in seinem Hölderlin-Roman, der 1976 erschienen ist, ständig eingemischt und die Dokumente kommentiert; er reflektierte über die Schwierigkeit, eine Biographie zu schreiben, grübelte über Bildnisse, entheroisierte und akzentuierte Banales, Abseitiges. Doch Härtling verzichtete nicht auf Fiktion, er stellte sich Hölderlin vor, legte ihm Wörter in den Mund, malte sich Geschichten aus und liess ihn wie eine Puppe vor bunt angetuschten Genrebildchen agieren. Härtlings Annäherung an Hölderlin vollzog sich vor allem durch die – freilich bescheidene – Vorstellungskraft, sie hielt mit der Genauigkeit von Daten und dichterischen Texten nur selten Schritt. Kühn ist – ähnlich wie Jürgen Becker und Peter Handke – schon in seinen früheren Arbeiten («Die Präsidentin», 1973; «Josephine. Aus der öffentlichen Biographie der Josephine Baker», 1976) der erfundenen Geschichte einfach überdrüssig geworden. Mit Handke kann er der Meinung sein, dass die «Fiktion, die Erfindung eines Geschehens als Vehikel» zur Information unbrauchbar geworden sei. Kühn lässt sich in keinen dichterischen Wettstreit mit seinem Objekt ein, er ordnet sich Oswald unter, verzichtet bewusst auf Partnerschaft. Während bei Härtling Hölderlin selbst kaum zu Wort kommt, druckt Kühn fast die Hälfte des Werkes von Oswald ab. Freilich erfüllt er damit eine bei Hölderlin überflüssige Funktion: Kühn übersetzt die heute noch immer weithin unbekannten Lieder aus dem späten Mittelhochdeutsch, zugleich beteiligt er sich – auch hier wieder im Unterschied zu Härtling – am Forschungsgespräch. Er will die Methode erkennbar lassen, die er bei Übertragungen anwendet, bringt abweichende Meinungen in die Diskussion, erwähnt Forscher, Gespräche, Korrespondenzen. Der Leser wird ständig mit authentischem «frisch kopiertem» Material versorgt, er spürt, dass hier – trotz der Aussenseiterattitüde – ein Fachmann am Werk ist. Kühn ist ausgewiesener Germanist, sein Wolkenstein-Buch ist über weite Strecken beste Quellenforschung. So entdeckte er ein Oswald-Porträt, durchmusterte als erster systematisch das Abrechnungsbuch von 1418 und förderte im Nürnberger Wolkenstein-Archiv eine Anzahl bisher unbekannter Dokumente zutage; einige davon teilt er in seinem Buch mit.

Aus Oswalds Zeit gibt es kaum private Aufzeichnungen; wir sind auf Urkunden, juristische Briefe und vor allem

auf die Lieder selbst angewiesen. Diese einseitige Materialbasis muss Kühn ausserordentlich gereizt haben, aber auch die widersprüchliche Tatsache, dass fast alle Dokumente von kriminellen Verfehlungen Oswalds oder von ehrenvollen politischen Aufträgen des Königs und anderer hoher Fürsten berichten. Die Biographie ist zu einem bedeutenden Teil Reichs- und Tiroler Landesgeschichte. Kühn arbeitet heraus, ein welch enges Verhältnis Oswald zu König Sigmund hatte und wie stark er an wichtigen Entscheidungen der damaligen Zeit unmittelbar beteiligt war. Die Tatsache, dass allein während des Konstanzer Konzils ein Drittel der Lieder entstanden ist, deutet auf die Wichtigkeit dieses «hohen» Publikums für Wolkensteins Produktion. Die ländliche Abgeschiedenheit, der Streit mit Pächtern und Verwandten, Betrügereien und am Ende eigenes Betrogenwerden markieren die andere Seite dieses alles andere als glanzvollen Dichterlebens. In einem seiner schönsten Lieder nennt Oswald die von ihm bereisten Länder wie Syrien, Estland, Portugal usw., erfindet etliche dazu und konfrontiert die geographische Ferne mit der provinziellen Enge seiner Südtiroler Heimat: «In Ratzes vor dem Schlern, da sitz ich fest.» Er klagt über die Einsamkeit, das Kindergetöse und die aus Eselschreien und Pfauenkreischen bestehende Unterhaltung («Davon hab ich die Nase voll!»). Ein für die damalige Zeit erstaunlich veristischer und subjektiver Text; Kühn gesteht, dass dieses Lied der entscheidende Impuls für die Arbeit an der Biographie gewesen sei. In der Interpretation macht er nun deutlich; wie viel Topik in dieser Klage weiterwirkt, aber auch wie viel Frische und Avantgardismus. Durch den engen Wortschatz der Gelehrtenübersetzungen ist Oswald in seiner ganzen Krassheit und Spannkraft oft nicht deutlich geworden; durch Kühn und seine wissenschaftlichen Gewährsleute tritt uns in den metrisch übertragenen Liedern ein neuer Sänger entgegen: derb, sinnlich, aber auch erstaunlich virtuos, doppelzüngig, die Sprache oft als blosses Material behandelnd. Von besonderer Bedeutung für eine Neuwertung Oswalds erweist sich die Einbeziehung der Kompositionstechnik. Die mehrstimmige Vortragsweise wiederholt etliche Zeilen und enthüllt versteckte Doppelbedeutungen.

Doch damit ist der Informationswert dieses Buches noch nicht erschöpft. Kühn berichtet über die soziale Lage der Stände, über Konzile, Kreuzzüge, Hussitenkriege, aber stets interessiert ihn auch das Banale, Alltägliche, also Krankheiten, Weinbau, Küche, Handel usw. Durch die schwierige Umrechung der Einkünfte und der damaligen Lebenshaltungskosten zerstört Kühn die Legende vom reichen und willkürlichen Raubritter Wolkenstein; trotz zahlreicher abgabepflichtiger Güter muss seine ökonomische Basis als relativ schmal bezeichnet werden; der geringe Luxus im Nachlassverzeichnis deutet in ähnliche Richtung.

Dieter Kühn schreibt seine Biographie als Kriminalist, er sichert Spuren, lässt Lücken, wo er keine überzeugenden Materialien oder Argumente vorweisen kann. Er versteht es, schwierige wissenschaftliche Probleme leicht verständlich auszudrücken, ohne die Dimensionen zu verkürzen. Man spürt schon nach wenigen Abschnitten, dass man in die Hände eines vorzüglichen Didaktikers geraten ist. Kühn drängt in seinem «Entdeckerfieber» auf Verdeut-

lichung, er gibt keine nur witzigen Aktualisierungen, sondern veranschaulicht allerdings in oft salopper, unakademischer Ausdrucksweise gewissenhaft poetologische oder sozialgeschichtliche Probleme. Gerade weil Kühn so sachbezogen und faktentreu arbeitet, aktiviert er die Phantasie des Lesers. Ich habe in letzter Zeit kein Buch gelesen, in dem ein spröder, fremder Stoff und eine andere Epoche derart animierend und gleichzeitig doch wissenschaftlich lauter vergegenwärtigt werden. Während Härtlings Miniaturmalerei der grossen Gestalt Hölderlins nur selten nahe kommt, wirkt Kühns offene und authentische Schreibweise als ästhetische Entsprechung zu den Lied-Mixturen Oswalds. Der Biograph und sein Objekt rücken durch die gemeinsame Lust am Perspektivenwechsel und an der stumpfen Alltäglichkeit erstaunlich eng zusammen. In dieser Wahlverwandtschaft liegt meines Erachtens das Geheimnis für das Gelingen dieser letztlich doch geschlossenen und dicht geschriebenen literarischen Biographie.

Hans Dieter Schäfer

[1] Dieter Kühn, Ich Wolkenstein. Eine Biographie. Insel-Verlag, Frankfurt am Main 1977.

BRIEFE VON SCHWEIZER AUSWANDERERN AUS ZWEI JAHRHUNDERTEN

Vor einem Jahr hat *Leo Schelbert*, Professor für Geschichte an der Universität von Illinois in Chicago, seine «*Einführung in die schweizerische Auswanderungsgeschichte*» erscheinen lassen, ein wichtiges und wegweisendes Werk, das sich insbesondere mit methodologischen Problemen der Auswanderungsforschung befasst und, abgestützt auf gründliche Vorstudien über Motivation und soziokulturelles Verhalten der Auswanderer, den Grundriss einer typologischen Durchdringung dieses Phänomens entwirft[1]. Im dritten Teil dieses Buches wird bereits eine kleine Auswahl von Dokumenten zur Schweizer Auswanderungsgeschichte, offizielle Akten, Reiseberichte sowie einige Briefe, präsentiert und in einer historiographischen Nachbemerkung auf den noch weitgehend unerschlossenen Bestand an derartigen Quellendokumenten hingewiesen.

Nun legt Leo Schelbert in Zusammenarbeit mit Hedwig Rappolt unter dem vielleicht nicht sehr glücklichen Titel «*Alles ist ganz anders hier*» eine reiche Sammlung von Auswandererbriefen vor, die geeignet sind, ein gewichtiges Kapitel der Schweizer Geschichte in seinen sehr vielfältigen Aspekten zu illustrieren[2]. Die hier vereinigten Briefe betreffen – was unseres Erachtens in Titel und Untertitel hätte verdeutlicht werden müssen – Nordamerika; der erste Teil des Buches bringt Berichte aus der Kolonialzeit (1704–1788), der zweite Teil solche aus dem 19. Jahrhundert (1806–1889). Deutschschweizer, Westschweizer und Tessiner kommen zu Wort, meist Auswanderer aus wenig begünstigten sozialen Verhältnissen.

Wir haben es hier nicht mit Bildungsreisenden zu tun, die, wie Chateaubriand und Tocqueville, neuartige Naturempfindungen in schwärmerische Prosa umsetzen oder die politischen Institutionen einer grossen Demokratie scharfsinnig auf ihre Lebensfähigkeit hin überprüfen; auch vom zu Macht und Ansehen aufgestiegenen Auswanderer, handle es sich nun um Pioniergestalten wie den General Sutter oder um Staatsmänner wie den Genfer Albert Gallatin, ist nicht, oder nur am Rande, die Rede. Die Herausgeber dieser Briefdokumente beschränken sich bewusst auf jenen Kreis von Leuten, deren Anfänge in der Neuen Welt sich in der Regel beschwerlich und mühsam gestalteten und deren Bildung und sprachliches Vermögen im allgemeinen eher bescheiden sind. Mag sein, dass der Leser, der in diesen Dokumenten den Grundzügen geschichtlicher Entwicklung auf die Spur zu kommen sucht, enttäuscht sein wird; um so mehr aber wird auf seine Rechnung kommen, wer das amerikanische Alltagsleben, die Ängste, Nöte und Hoffnungen des kleinen Mannes, die im Individuum konkretisierte Essenz historischen Schicksals unverfälscht und spontan geschildert finden möchte.

Der erste Teil dieser Briefsammlung weist geographisch noch nicht über den Bestand der dreizehn alten Kolonien hinaus. Es war dies die Zeit, da sich in den Küstenstädten bereits ein neuenglisches Establishment gebildet hatte, das dem europäischen Ankömmling mit Zurückhaltung begegnete; zugleich aber boten sich im Hinterland demjenigen, der sich anpassungswillig zeigte und die ersten mageren Jahre der Urbarmachung nicht scheute, manche günstigen Siedlungsmöglichkeiten. Vieles hing davon ab, wie der Einwanderer vorbereitet war. Verfügte er über ein gewisses Anfangskapital und gelang es ihm, sich in ein sinnvolles Siedlungsprojekt zu integrieren, mochte es ihm so ergehen wie jenem Andreas Klaffter, der 1773 aus Carlstadt (Charleston, South Carolina) nach Hause schrieb: «*Mein Lebtag komme ich nicht wider in das Schweitzerland, dann ich bin an einem guten Ort.*» Oder aber man befand sich in der unseligen Lage eines «*intendured servant*», eines Mannes, der, um die Kosten der Überfahrt zu bezahlen, seine Arbeitskraft für einige Zeit hatte verpfänden müssen – dann konnte es wohl geschehen, dass man, wie ein gewisser Johannes Tobler im Jahre 1742, sein Unglück als abschreckendes Beispiel in Gedichtform zu fassen suchte: «*Mit einem Wort, ich bin ein Sclav, / Und wann ich Tags- und Nachtszeit schaff, / So halt man mich doch scharff.*»

Schon die Briefdokumente aus der Zeit vor dem Unabhängigkeitskrieg zeigen ein weites Spektrum geistiger Verhaltensformen der neuen Umwelt gegenüber. Alle vier Grundtypen des Verhaltens, wie sie von den Herausgebern in ihrem Vorwort charakterisiert werden, sind in jeweils individueller Differenzierung vertreten: der das Neue verwerfende, oft tragisch endende Typ wie derjenige, welcher sich gleich von Anfang an ganz auf die neuen Verhältnisse einzustellen weiss; der pragmatisch und selektiv vorgehende Typ wie derjenige, welcher von seiner Heimat innerlich nicht loskommt und sich in Übersee deren Abbild neu zu schaffen sucht. Zugleich geben diese frühen Dokumente, obwohl sie kurz gefasst und nicht sehr zahlreich sind, ein anschauliches Bild von der Entstehung schweizerischer Siedlungskolonien wie Neu-

Bern (North Carolina) und Purrysburg (South Carolina).

Der zweite Teil dieser Quellensammlung von Leo Schelbert und Hedwig Rappolt steht ganz im Zeichen jener inneren Dynamik, welche die amerikanische Geschichte nach 1830 im Zuge des grossen Aufbruchs nach dem Westen, in der Phase des «*Winning of the West*», gewann. Die Auswandererbriefe aus diesem Zeitraum orientieren ausführlicher, antworten einem deutlich ansteigenden Bedürfnis der europäischen Adressaten nach präziser Information; den Urteilen über die Neue Welt, seien sie nun positiv oder negativ, beginnt man anzuspüren, dass sie Amerika, den Typus des Amerikaners, als vollendete Tatsache ernst nehmen. Auf einen Fragenkatalog des Stadtschreibers von Bern antwortet der Auswanderer David Niederhäuser im Jahre 1834 aus Motiron (Ohio) mit einer kenntnisreichen Schilderung der wirtschaftlichen, demographischen und sozialen Verhältnisse in diesem Bundesstaat. Darüber befragt, wie er die Aussichten der Auswanderer im allgemeinen beurteile, antwortet Niederhäuser: «*Wenn einer Glück und Gesundheit hat, kann er zu etwas kommen; er braucht nicht mehr zu tun als er zu Hause getan hat, wenn er sich ehrlich ernährt hat. Kommt aber einer arm in dies Land und kann oder will nicht schaffen, der bleibt arm und tut besser, er bleibt zu Hause.*» Es fällt auf, dass andere in Nordamerika bereits sesshaft gewordene Schweizer auf dieselbe Frage ähnlich vorsichtig relativierend antworten. «*Es ist nicht leicht*», schreibt etwa Arnold Howard (Hauert) im Jahre 1825 aus Pittsburg, «*einen Rat zu geben in Betreff einer Auswanderung nach Nordamerika, um da sein Glück zu finden. Man muss es auch hier suchen und findet's nicht überall, nicht zu allen Zeiten und in allen Umständen gleich. Auch hier ist gewöhnlich jeder seines Glückes eigner Schmied, öfter noch als in Europa.*»

Versucht man die Auswandererbriefe zu überblicken, die im zweiten Teil dieses Buches abgedruckt sind, wird man die These wagen dürfen, dass das Potential an Erfolgsmöglichkeiten während des 19. Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten grösser war als in der Schweiz. Insbesondere im landwirtschaftlichen Sektor, wo der Ankömmling, wenn er nicht das Opfer von Spekulanten wurde, unter günstigen Bedingungen ein Stück Land erwerben konnte, war mit Fleiss und Durchhaltewillen viel zu erreichen. Manche Neusiedler von starker religiöser Gesinnung fühlten sich bei der mühseligen Urbarmachung ihres neuen Besitztums vom Gedanken einer Lebenswende, eines Wiederbeginns in Freiheit und Tugendhaftigkeit, angespornt. Amerika sei das Land, schreibt der Berner Pietist Niklaus Fankhauser im Jahre 1852, in welchem man sehr wohl die teuflische Freiheit, welche göttliche und menschliche Ordnung umstossen wolle, zu unterscheiden wisse von der, welche Christus gebracht habe. Die enge Verbindung von Siedlermentalität und Frömmigkeit wird auch in den Briefen deutlich, die der Benediktinerpater Martin Marty um 1861 seinen Confratres in Einsiedeln zukommen liess. «*Ein nicht minder wichtiges Bedürfnis*», schreibt Marty, «*ist und bleibt die würdige Feier des Gottesdienstes, namentlich hier zu Lande, wo der arme Auswanderer nichts Anderes hat, was für ihn anziehender und wohltuender sein könnte und wo sich eben mancher schon die ganze Woche hindurch bei seiner harten Arbeit auf die*

Stunden freut, die er Sonntags in der Kirche zubringen kann. Niemand fühlt es tiefer als der neue Ansiedler, welch reiche Quelle der Freude und des Trostes, der Aufmunterung und Belehrung im kirchlichen Gottesdienste zu finden ist ...»

Auch in Handel und Gewerbe haben es manche Auswanderer des 19. Jahrhunderts zu einigem Vermögen und Ansehen gebracht, obwohl hier der Konkurrenzkampf besonders hart war und eine rasche gesellschaftliche Integration sich meist als unerlässliche Vorbedingung solchen Aufstiegs erwies. Am grössten war das Berufsrisiko verständlicherweise in den Bereichen, wo die Ausbeutung der natürlichen Reichtümer des Landes einen derart stürmischen Verlauf nahm wie etwa in der Goldgräberei, im Pelzhandel oder gelegentlich in der Forstwirtschaft. Über die Arbeit in den kalifornischen Goldminen zur Zeit des «*Gold Rush*» nach 1850, über die hektische Bautätigkeit und die Unrast und Unsicherheit persönlicher Existenz in jenen Gebieten orientieren verschiedene Auswandererbriefe; sie alle stimmen darin überein, dass man von ungewöhnlichem Glück begünstigt sein musste, um es als Goldgräber zu einigem Reichtum zu bringen. Da empfahl es sich schon eher, eigene berufliche Vorkenntnisse auszubauen, wie jener anonym gebliebene Berner Apotheker, dem es gelang, in St. Louis (Missouri) trotz Feuersbrunst und trotz – oder dank – einer Choleraepidemie eine Arztpraxis zu eröffnen; sein Bericht gehört zu den anschaulichsten dieses Sammelbandes. Wer sich über seine Fähigkeiten und Verdienstmöglichkeiten nicht im klaren war, unternahm einen sogenannten «*Prospectingstrip*» in den Fernen Westen. So verliess der in Elizabethtown (Kentucky) niedergelassene Aargauer Traugott Hagenbuch im Jahre 1887 seinen eben erst bezogenen Wohnort und reiste quer durch Arkansas, Texas und New Mexico nach Silver King (Arizona), um in den dortigen Silberminen nach einer lukrativen Beschäftigung zu suchen. Die Reisebeschreibung dieses Mannes, eines früheren reformierten Pfarrherrn, gewährt in lebendiger und humorvoller Art Einblick in den Zustand der inneramerikanischen Verkehrsverbindungen gegen die Jahrhundertwende.

Auch von den Berichten im zweiten Teil dieses Dokumentenbandes muss gelten, dass sie auf entscheidende innen- oder aussenpolitische Vorgänge kaum eintreten: Sachkundige Information über Monroe-Doktrin, Indianer- und Sklavenfrage, Mexiko-Konflikt und Sezessionskrieg wird man hier nicht finden – dies vielleicht ein Hinweis darauf, dass sich ein waches staatsbürgerliches Bewusstsein erst ausbilden konnte, wenn der Auswanderer seine vorrangigen Existenzprobleme gelöst hatte. Besonders für die Dokumente des zweiten Teils aber trifft zu, dass sie eingehend und nicht selten stilistisch ansprechend über die persönliche Verfassung des Auswanderers wie über seine konkrete Lebenssituation unterrichten – insofern sind diese Zeugnisse wichtiger Bestandteil sowohl des schweizerischen wie des amerikanischen historischen Erbes.

Auf beispielhafte Weise haben die Herausgeber von «*Alles ist ganz anders hier*» die Kommentare und Anmerkungen gestaltet. Einzelne Quellentexte oder kleinere Gruppen solcher Texte werden durch eine erläuternde Vorbemerkung eingeführt; Illustrationen aus

zeitgenössischen Reiseberichten – insbesondere aus den Beständen der Zentralbibliothek Zürich – lockern den Text auf; Kartenskizzen erleichtern die Orientierung. Der Anmerkungsteil stellt der hohen Kennerschaft der Editoren ein unbestreitbares Zeugnis aus; diskutieren aber liesse sich in einzelnen Fällen darüber, ob bei der Wiedergabe der Quellen die Angleichung an heutigen Sprachgebrauch zugunsten grösserer Lesbarkeit nicht etwas weiter hätte getrieben werden sollen. Vorwort und Einführung zu dieser Sammlung von Auswandererbriefen aus Nordamerika sind, wohl im Blick auf Schelberts entsprechende Vorarbeiten, kurz gefasst worden; hier würde man eine ausführlichere Erläuterung der Auswahlkriterien begrüssen.

Urs Bitterli

[1] Leo Schelbert, Einführung in die schweiz. Auswanderungsgeschichte der Neuzeit. Verlag Leemann, Zürich 1976. – [2] Leo Schelbert, Hedwig Rappolt, Alles ist ganz anders hier. Auswanderergeschichte in Briefen aus zwei Jahrhunderten. Walter-Verlag, Olten 1977.

HINWEISE

Vom Fenster meines Hauses aus

Urs Widmer, der Schweizer Autor in Frankfurt am Main, gebraucht für seine Situation in dem dieses Jahr bei Diogenes erschienenen Prosaband «Vom Fenster meines Hauses aus» – er enthält teils bereits in verschiedenen Literaturzeitschriften Erschienenes, teils auch bisher Unveröffentlichtes – mehrmals den Ausdruck «Exil». In der Titelgeschichte schildert er, was vom Fenster seiner Wohnung aus zu sehen ist: ein Bürohaus beispielsweise. Die Beschreibung gerät zu einem genauen Bild der verwalteten Welt. Widmers Weigerung, das Haus von innen zu betrachten, sein Wille, draussen, im «Exil» zu bleiben, führt ihn zu einer genauen Ausleuchtung gerade innerer Zustände. «Vom Fenster meines Hauses aus» ist eine Kritik aktueller deutscher Zustände: zunehmende Unbewohnbarkeit der Grossstädte, Gewalttätigkeit der Menschen als verzweifelte Reaktion darauf, aber auch Gewalttätigkeit derer, die im Interesse der Verantwortlichen für Ruhe und Ordnung zu sorgen haben. Gleichzeitig: die Ohnmacht dessen, der diese Zustände darstellt und zu verändern hofft, des Schriftstellers also. Beides macht dann eben die tägliche Erfahrung Widmers, macht das Normale aus. So ist es folgerichtig auch in diesem Band wieder seine vorrangige Anstrengung, das Normale durch die literarische Fiktion zu überholen und aufzubrechen. Wie das «Exil», so soll auch die Fiktion aber nur dazu dienen, die Wirklichkeit näherzubringen, durchschaubarer, erfahrbarer zu machen. Bedingung dafür ist allerdings eine zurückgebundene, ständig an der Wirklichkeit kontrollierte oder zumindest kontrollierbare Phantasie. Mit Ausnahmen ist sie in Widmers neuem Band leider kaum mehr anzutreffen. Allzuoft reibt sie sich hier nicht mehr an der Realität und verkommt so zum Gag, zur Art pour l'art. Der Verdacht auf Wirklichkeits-

flucht stellt sich ein. Oft ist Widmer zu verliebt in seine Bilder, als dass sie noch etwas anderes treffen könnten als sich selber. Sie sind dann nur noch witzig, dabei aber völlig stumpf geworden. Die einst kritische Phantasie ist degradiert zur üppigen, überbordenden Phantasie. (Diogenes-Verlag, Zürich 1977.)

Samuel Moser

Nestroys Briefe

Als zweiter Vorläufer – nach dem Band der Porträts und Rollenbilder – ist im Rahmen der geplanten historisch-kritischen Ausgabe der sämtlichen Werke (herausgegeben von Jürgen Hein und Johann Hüttner) der Band *Briefe* erschienen. *Walter Obermaier*, der als Herausgeber dieser Briefedition zeichnet, weist in seiner Einleitung auf den Überlieferungsstand hin: es sind von Nestroy 193 Briefe erhalten «oder zumindest nachgewiesen», und wenn man auch annehmen darf, dass noch vereinzelt unbekannte Briefe auftauchen könnten, so muss man doch feststellen, dass es insgesamt wenig sind. Der Schauspieler und Theaterautor war kein grosser Briefschreiber; und natürlich ist ein Grossteil seiner privaten Korrespondenz verloren, nicht nur die belanglosen Mitteilungen, auch zum Beispiel die Briefe an Marie Weiler. Die vorliegende Ausgabe enthält das Erhaltene in chronologischer Reihenfolge und drei Register, neben dem Personen- ein Incipit- (Briefanfänge) und ein Stück-Register. Der meist knappe Kommentar ist in kleinerer Schrift den Brieftexten angefügt. Und worum denn geht es in Nestroys Briefen, soweit sie erhalten sind? Um Theater, um Rollen, um Ausstattungen und – um Geld. Vereinzelt aber geht es auch um ein hübsches Fräulein, etwa in dem liebenswürdig unverschämten Brief an Karoline Köfer, einem Beispiel für Nestroys Art, Amouren zu eröffnen. *(Verlagsgesellschaft Jugend und Volk, Wien-München 1977.)*

Die deutsche Literatur

In sechzehn *Reclam-Bändchen*, jedes über dreihundert Seiten stark, bringt der Verlag einen Abriss der deutschen Literatur in Text und Darstellung heraus: ein Lesebuch, das vom althochdeutschen Isidor bis zu Franz Xaver Kroetz und Sarah Kirsch führt und neben den reichlich ausgewählten Textproben kommentierende Erläuterungen, eine weiterführende Leseliste, ausgewählte Forschungsliteratur und in jedem Band auch eine synoptische Tabelle enthält. Mit Hilfe dieser handlichen Lesebuch-Bibliothek ist es vor allem Schülern und Studenten leicht gemacht, sich Überblick und Anschauung zu verschaffen. Die literarhistorische Zusammenfassung ist durch ausführlich wiedergegebene Beispiele verlebendigt, Textvergleiche können jederzeit Verwandtschaft und Gegensätzlichkeiten herausstellen. Das Gesamtwerk ist unter der herausgeberischen Leitung von *Otto F. Best* und *Hans-Jürgen Schmitt* entstanden, doch hat jeder Band seinen eigenen Herausgeber, einen Spezialisten der dargestellten und durch Textauswahl repräsentierten Epoche. Die Kassette mit den sechzehn handlichen kleinen Bänden ist ein hervorragendes Hilfsmittel für Unterricht und Selbststudium. *(Verlag Philipp Reclam jun., Stuttgart.)*